

Wirkungsforschung und Politikberatung

Burkart Lutz

Schlußvortrag:

Liebe Frau Gensior, meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, es trifft mich jetzt wirklich mit allen möglichen Nachteilen.. Die Zeit geht zu Ende, wir haben gerade ein, Gott sein Dank, nicht zu üppiges Mittagessen gehabt, und ich muss sagen, ich bin ein bisschen erschrocken, als ich die Fülle der Anwesenden in diesem Saal sah. Ich hatte vorgestern gesagt: „Nun ja, vielleicht werden wir noch so im gemütlichen Kreis mit zehn oder 15 Leuten beisammen sitzen.“ Jetzt bin ich aber doch gezwungen zu einem richtigen Vortrag, den ich nicht zu lange halten will, weil ich das Gefühl habe, dass es einen ziemlich großen aufgestauten Diskussionsbedarf gibt. Ich möchte mich auf drei Themen beschränken.

1. Ein tiefes Unbehagen bei sehr vielen Wissenschaftlern ...

Evaluationsforschung müsste sich eigentlich in einem fabelhaften Zustand, einem Zustand ausgeprägter Euphorie befinden. Herr Heyer hat mit gütiger Mitwirkung des deutschen Bundestages ein ganzes Fass voll warmen Geldregen über uns ausgeschüttet, das ist ja in einer Forschungslandschaft, in der der Großteil der Forscher mehr oder minder erbittert und verzweifelt um Projektgelder ringt, ein ausgesprochener Glücksfall. Und wie wir gestern ja auch gehört und die meisten von uns schon mehr oder minder erfolgreich praktisch erprobt haben, hat sich die Datenlage für Arbeitsmarktforschung in letzten zehn Jahren, in einer bis dahin gerade zu unvorstellbaren Weise verbessert. Also, wir haben eine tolle Datenlage, wir haben viel Geld, wir werden plötzlich ernst genommen, bis in die hohen Ränge der Politik und der Presse hinein. Trotzdem hat sich in dieser ganzen Tagung der Eindruck eines tiefen Unbehagens bei vielen verstärkt. Das Gefühl, dass da etwas läuft, was wichtig ist, was aber nicht so läuft, wie es eigentlich sollte, das Gefühl, dass man das, was man eigentlich meint zu müssen, oder tatsächlich muss, nicht richtig machen kann, das Gefühl, dass da bestimmte Entwicklungen in Gang gesetzt werden, die so erfreulich nicht sind, oder deren Erfreulichkeit, oder Un-erwünschtheit man gar nicht richtig abschätzen kann.

Das lag so ein bisschen wie ein - Schleier ist vielleicht nicht das Richtige- so eine Art Grundstimmung über dieser Tagung, wobei es wirklich das Verdienst der Kolleginnen und Kollegen aus dem IAB ist, dass sie dieses Unbehagen gestern bei der Eröffnungssitzung ja zum Teil auch sehr klar artikuliert haben.

Das legt die Frage nach, woher dieser Widerspruch kommt. Widersprüche haben die angenehme Eigenschaft, dass sie Fragen generieren, und wir leben ja als Wissenschaftler, im Gegensatz zu den Administratoren, von den offenen Fragen.

2. ... und vier mögliche Erklärungen

Ich möchte vier mögliche Erklärungen für diesen Widerspruch vortragen, die mir so aus der Diskussion und aus den Referaten von gestern und heute entgegen gesprungen sind.

(a) Wir, das heißt also Wissenschaft und Politik, sind in eine groß- dimensionierte arbeitsmarktpolitische Evaluation hineingestiegen, in gewisser Weise hineingeschleudert worden, obwohl weitgehend das fehlt, was man den theoretischen und empirischen Vorlauf nennen

könnte. Wir sehen uns einem Forschungs-, einem Abfrage-, einem Nachfrageinstrument, denn nichts anderes ist ja ein Auftrag zur Evaluation, konfrontiert, das eigentlich die Existenz eines kontinuierlichen, breiten, wissenschaftlich legitimierten und gesteuerten Forschungsprozesses voraussetzen würde, aus dem man dann punktuell mit großem Nachdruck und möglicherweise erheblichen Ressourcen auch bestimmte Ergebnisse abrufen, abfragen kann.

Dieser vorgängige und übergreifende Forschungsprozess, oder um eine Formulierung von Bolte zu nehmen, was mir immer wieder gefällt, dieser notwendige Mutterboden von qualifizierter Arbeitsmarktforschung ist allenfalls in Teilen vorhanden, er ist disparat, er ist zerstückelt, er ist disziplinar weitgehend festgeschrieben; das heißt, es gibt ökonomische Evaluationsforschung, es gibt politikwissenschaftliche Evaluationsforschung, es gibt auch ein bisschen soziologische Evaluationsforschung, die Kommunikation, der Nexus zwischen diesen verschiedenen Vorgehensweisen, Ansätzen, Perspektiven ist bisher kaum realisiert. Wo man ihn zu realisieren versucht, erweist er sich zeitweise als ausgesprochen schwierig. So ist für uns Soziologen z.B. die Dichotomie vom Makro- und Mikroebene und –analysen, der bei den Ökonomen offenkundig eine sehr wichtige Rolle spielt, so nicht nachvollziehbar. Unser Blick richtet sich vielmehr vorrangig auf eine Mesoebene intermediärer Institutionen, der z.B. für die Arbeitsmarktpolitik von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Solche Schwierigkeiten werden vor allem dann wichtig, wenn die Zeit außerordentlich drängt, wie es uns im Moment trifft. Wenn ich hierbei in der ersten Person Plural spreche, ist das eigentlich nicht ganz zulässig, weil ich bin Gott sei Dank bei der Ausschreibung untergegangen, herausgefallen bin, worüber ich ganz froh bin. Wenn ich sehe, wie die Kollegen und Kolleginnen rechts und links schnaufen, stöhnen und schwitzen, kann ich nur sagen, dass es wahrscheinlich ein Glück gewesen ist, nicht zum Zuge gekommen zu sein, obwohl es mir trotzdem leid tut, weil man so etwas in meinem Alter nicht sehr schätzt. Also trotzdem: Wir stecken da jetzt in der Evaluationsforschung und wir müssen alle schauen, dass wir da durchkommen, und zwar so durchkommen, dass keine dauerhaften Schleifspuren in der Wissenschaft verbleiben, sondern dass im Gegenteil dieser große Aufschwung von Evaluationsforschung zu bleibenden positiven Struktureffekten in der Wissenschaft führt.

Also, erste Erklärung für das Unbehagen: wir waren völlig unvorbereitet darauf. Und wir konnten im wissenschaftlichen Prozess, in der Welt der Wissenschaft, nur auf einen geringen Teil der Voraussetzungen zurückgreifen, die man eigentlich bräuchte um die Aufgabe wirklich so gut zu machen, wie sie es verdient.

(b) Eine zweite mögliche Ursache für das Unbehagen: Evaluationsforschung steht immer unter dem Risiko, in eine Zeitfalle zu geraten.

Die Ergebnisse von Evaluation werden um so zuverlässiger - da gibt das Beispiel der Beschäftigungseffekte von Weiterbildung (Lechner), das ja mehrfach angeführt worden ist, wirklich einen wunderschönen Beleg - je länger die Zeitspanne ist, auf die sie zurückblicken kann. Das ist natürlich, wir hatten hierzu gestern eine spannende Diskussion begonnen und nicht zu Ende geführt, von Maßnahme zu Maßnahme verschieden. Es gibt Maßnahmen, bei denen wirklich der Zeitvorlauf sehr groß sein müsste, bei anderen Maßnahmen ist er vielleicht kürzer, aber Zeit braucht man in jedem Falle zwischen der Implementation einer Maßnahme,

dem Beginn ihrer Wirkungen und dem Zeitpunkt, wo man ernsthaft sagen kann, was diese Maßnahme gebracht hat; einschließlich ihrer nicht intendierten Folgewirkungen.

Gleichzeitig steht dieser gegenwärtige Forschungsboom ((?)) unter einem sehr hohen Abfrage- und Zeitdruck, Ergebnisse müssten eigentlich bereits gestern abgeliefert worden sein. Heute ist noch tolerierbar, morgen ist eigentlich schon zu spät. Und in diesem Dilemma sind wir alle, sind die Auftraggeber und sind die Ausführenden in der Wissenschaft irgendwo eingespannt.

Dies ist höchst unkomfortabel, denn das hat zur Folge, dass wir alle jetzt nur Ergebnisse liefern können, die bestenfalls vorläufigen Charakter tragen und unter dem Vorbehalt einer wirklichen rückblickenden Evaluation stehen. Auf der anderen Seite wäre es natürlich Unsinn - und ich würde an Herrn Heyers Stelle genauso reagieren, wie er gestern reagierte - Evaluation jetzt auf vom Gegenstand her zugespitzte Langzeitstudien zu konzentrieren, denn die bringen Ergebnisse ganz bestimmt erst zu einem Zeitpunkt, zu dem sie nichts mehr nützen. Wenn ich z. B. an den heutigen Vortrag aus Schweden denke: Was würde es uns helfen, wenn wir zwar aus den 80er Jahren hochkonkludente, hoch signifikante Ergebnisse von Wirkungsforschung haben, die zeigen, dass Weiterbildung die Beschäftigungschancen substantiell verbessert, gleichzeitig jedoch starke Hinweise darauf haben, dass dies seit den 90er Jahren nicht mehr zutreffend ist.

Also, wir stecken alle in unterschiedlicher Weise in dieser Zeitfalle, und ich denke es ist eigentlich nur normal, ja vielleicht auch verständlich oder sogar wünschenswert, dass wir uns da unbehaglich fühlen, denn wir müssen versuchen, da rauszukommen.

(c) Eine dritte Ursache für das tiefe Unbehagen an Evaluationsforschung: Ihre Aufgabenstellung ist, nicht zuletzt unter dem hohen Zeitdruck, zu dem sie formuliert wurde und zu erfüllen ist fast immer auf die Bewertung von Zielerreichung, das heißt: auf zukünftige als stabil vorausgesetzte Zustände abgestellt, obwohl sich der Bedarf der Politik vermutlich ebenso, vielleicht sogar, wenn man ihn ernst nimmt, viel mehr auf die Prozesse richtet, die zur Zielerreichung führen.

Evaluation von Prozessen, die mehr ist als ein bloßes abrechnungstechnisches Monitoring, die wirkliche Begleitforschung darstellt, erfordert aber nicht nur Zeit, das ist die eine Sache. Sie erfordert auch ein hohes Commitment der Wissenschaftler mit dem, was sie begleiten. Ich kann nicht drei Jahre an einem Entwicklungsprozess oder einem Pilotvorhaben teilnehmen und mich auf die Rolle des objektiven, nicht-involvierten Wissenschaftlers zurückziehen. Das geht nicht. Tue ich dies, so werde ich spätestens im zweiten Jahr unglaubwürdig.

Wissenschaft muss sich einlassen, muss sich engagieren, muss sich in gewisser Weise die arbeitsmarktpolitischen Ziele der Evaluation zu Eigen machen. Und dies wird außerordentlich schwierig wenn gleichzeitig die Evaluationsaufgaben in einer Weise definiert sind, die ihre Umsetzbarkeit in wissenschaftlich beantwortbare Fragen außerordentlich erschwert.

(d) Schliesslich eine letzte Erklärung, in der vieles von dem, was ich eben sagte, konvergiert: Viele von uns, viele hier in diesem Saal sehen offenkundig das Risiko, dass es keineswegs, wie der schöne Titel in der Einladung suggeriert, zu einer Verwissenschaftlichung von Politik kommt, sondern ganz im Gegenteil zu einer, sagen wir einmal bürokratischen Funktionalisierung von wissenschaftlicher Tätigkeit. Dieser Funktionalisierungsprozess ist fast notwendig in

den Voraussetzungen eingeschlossen, den ich im Vorgehenden genannt habe. Es nützt nichts, ihn zu leugnen. Die Frage ist nur, wie man mit ihm und seinen Folgen umgeht, ohne legitime Interessen des Auftraggebers und der Wissenschaft, oder vielleicht beider, zu verletzen.

3. Was könnte und müsste geschehen?

Ich habe mir im Verlaufe der Diskussion mehrfach überlegt, was man könnte eigentlich jetzt tun könnte und sollte. Was wären konkrete Aufgaben, die vor uns stehen? Ich möchte das, was mir dazu einfiel, in drei Punkten zusammenfassen:

(a) Koordination und Kommunikation unter Wissenschaftlern

Ich möchte mit einer Aufgabe beginnen, die wir Wissenschaftler eigentlich weitgehend aus eigener Kraft zu bewältigen in der Lage sein müssten – wobei ich ganz bewusst sehr vorsichtig in der Formulierung bin. Diese Aufgabe heißt Koordination und Kommunikation.

Es gab einmal eine Zeit, in den 70er Jahren, in der auch der SAMF-Kreis entstand. Diese Zeit stand noch unter der doppelten Wirkung einerseits der Implementation des Arbeitsfördergesetzes, also der ersten grundlegenden Umstrukturierung der Bundesanstalt, früher Reichsanstalt, und andererseits der aufbrandender Massenarbeitslosigkeit. In dieser Zeit machte Arbeitsmarktforschung wirklich Spaß. Damals gab es große Debatten; Jürgen Köhl erinnert sich sicher noch an unseren Streit über den internen Arbeitsmarkt und die Arbeitsmarktsegmentation und über die Frage, ob segmentationstheoretische Argumente nicht vielleicht Gefahr laufen, die Glaubwürdigkeit Keynesianischer Nachfragepolitik zu untergraben.

Sicherlich war auch diese Zeit nicht ohne Risiken und Schwierigkeiten. So war ich damals, Mitte der 70er Jahre, Mitglied einer kleinen Expertenkommission, die von der kurz zuvor gegründeten Direktion Arbeitsmarkt der Generaldirektion soziale Angelegenheiten - heute Generaldirektion Beschäftigung - einberufen worden war, um die längerfristigen Perspektiven der Beschäftigung in der europäischen Gemeinschaft abzuschätzen. Wir waren vier Wissenschaftler aus England, Frankreich, Italien und Deutschland. Die Gruppe kam sehr schnell zu der Erkenntnis, dass Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung, keine vorübergehenden konjunkturellen Phänomene sind, sondern mit vermutlich steigender Tendenz als Ausdruck einer langfristigen Problemlage betrachtet werden müssen.

Wir hatten jedoch erhebliche Schwierigkeiten, die zuständigen Dienststellen der Kommission überhaupt dazu zu bringen, diesen Bericht zu veröffentlichen, da es ja vor allem darauf ankäme, durch entschlossene Maßnahmen die Arbeitslosigkeit schnell wieder zu beenden.

Dennoch waren die 70er Jahre eine schöne Zeit, in der wir auch anfangen konnten, wirklich über die Disziplinengrenzen und über die Grenzen der institutionellen Zuständigkeit hinweg zu diskutieren. Das ist alles langsam weggeglitten. Und ich glaube, es ist höchste Zeit, dass wir wieder anfangen, die Koordination und Kommunikation der intensiv an Arbeitsmarktforschung beteiligten Wissenschaftler in Gang zu bringen und zu verstärken - über die Disziplinen weg, und möglicherweise sogar über die großen ordnungspolitischen Leitbilder, die involviert sind, hinweg, obwohl das schon sehr schwierig ist.

Das heißt als erstes Diskussion über Minimalstandards. Es ist noch nicht so lange her, da galt die Forderung von Wissenschaftlern, bei Wirkungsanalysen auch Kontrollgruppen einzubeziehen, bei den Förderern und Auftraggebern als ein völlig überzogenes Verlangen, an dem

man sehr gut sähe, wie sehr die Wissenschaft geneigt ist, mit öffentlichem Geld zu prassen. Inzwischen hat sich die Einbeziehung von Kontrollgruppen weitgehend als Standard durchgesetzt.

Es gibt eine ganze Menge anderer Dinge, für die dringend Minimalstandards gesetzt werden müssen, die dann im Laufe der Zeit hoffentlich auch von den Auftraggebern und Förderern akzeptiert werden: Die Betrachtung funktionaler Äquivalente, die Einbeziehung von nichtintendierten Folgeeffekten und ähnliches wurde ja gestern und heute bereits genannt..

Zweiten: spricht vieles dafür, dass die durch den Evaluationsboom ausgelöste Konsortialbildung ertragreich und zukunftsweisend ist. Deshalb sollten wir recht bald damit anfangen, diesen Prozess der Konsortialbildung von uns aus zu steuern und vorzubereiten. Wir sollten nicht darauf warten, dass im Bundesgesetzblatt eine Bekanntmachung erscheint, bei der offensichtlich ist, dass sie nur von Konsortien erfüllt werden kann, und dann hektisch durch die Lande telefonieren: „Willst Du mitmachen, kannst Du Dich noch beteiligen?“

Neben Mindeststandards und Vorbereitung von Konsortialbildung gibt es meiner Meinung nach eine dritte Aufgabe im Bereich der Koordination und Kommunikation, die wir gleichfalls aus eigener Kraft zu leisten im Stande sein müssten. Dies ist der Beginn konzeptioneller Debatten. Es ist wohl evident, dass wir viel zu wenig Begriffe, auf einen Begriff gebrachte Annahmen, Theoreme und Hypothesen darüber haben, wie der Arbeitsmarkt real funktioniert. Und in dem Maße, in dem man, wie im letzten Referat eigentlich sehr eindringlich gezeigt wurde, sich dessen bewusst wird, dass man das Verhalten der individuellen und kollektiven Akteure nicht auf simple Reiz-Reaktions-Mechanismen reduzieren kann, sondern dass es offene Nutzenabwägungen mit alternativen Reaktionen und Optionen gibt, wird offenkundig, dass die verfügbaren theoretischen Grundlagen nicht ausreichen. Denn der bloße homo oeconomicus, der in dieser Form in der freien Natur wohl kaum überlebensfähig wäre, kann ja wohl nicht der Weisheit letzter Schluss sein.

Dies wäre also ein erstes Aufgabenfeld. Und ich meine, wir täten gut daran, sehr schnell in diesem Feld tätig zu werden – was ich bewusst mit einem Seitenblick auf den SAMF-Kreis verbinde.

(b) Thematisierung der forschungspolitischen Implikationen von Evaluationsforschung

Ein zweites Aufgabenfeld, in dem dringend etwas zu tun ist, ergibt sich aus der Tatsache, dass ganz offenkundig Wirkungsforschung und Evaluationsanalysen im Legitimations- und Steuerungsprozess von Politik an Wichtigkeit gewinnen. Dies hat forschungspolitische Implikationen und Folgen, die weit über die Beziehungen des konkreten Wissenschaftlers zu dem konkreten potentiellen Auftraggeber hinausgehen.

Wenngleich auf diesem Feld unsere Wirkung nicht sehr weit reicht, sind wir doch sicherlich in der Lage, diese forschungspolitischen Implikationen zumindest zu thematisieren. Ich darf in dies dem Zusammenhang nur daran erinnern, dass es in der deutschen Forschungsgemeinschaft, die ja mit einem beachtlichen Budget einen erheblichen Teil der so genannten freien Forschungsförderung repräsentiert, keine fachliche Zuständigkeit für Forschung zu arbeitsmarktpolitisch relevanten Themen gibt. Arbeitsmarktpolitische Themen werden quer Beet als Aufgaben und Fragestellungen eher marginaler Art in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und von jeweils disziplinspezifisch argumentierenden Fachgutachtern behandelt. Es gibt

nicht einmal einen interdisziplinären Schwerpunkt Arbeitsmarktforschung. Versuche, die aus dem SAMF-Kreis vor einigen Jahren unternommen worden, eine Schwerpunktgründung anzustoßen, mussten sehr schnell wegen Aussichtslosigkeit wieder abgebrochen werden. Es gibt meines Wissens auch nur einen einzigen Sonderforschungsbereich, dem mehrere Projekte zum Arbeitsmarkt, genauer zu Funktionsweise und Struktur des Arbeitsmarktes angehören. Und das Merkwürdige ist, dass die Gründung und positive Begutachtung dieses Sonderforschungsbereichs (es ist der SFB 580 Halle/Jena) sicherlich auch recht eng mit dem Sonderfall Ostdeutschland zusammenhängt.

Es gibt offenkundig erhebliche forschungspolitische Implikationen verstärkter, und zwar rasch verstärkter Evaluationsforschung. An diesen Implikationen können die Auftraggeber und potentiellen Nutzer von Evaluationsforschung nicht uninteressiert bleiben, denn davon, wie wir mit ihnen umgehen hängt auch wiederum ab, wie gut die nächste und übernächste Generation von Evaluationsprojekten sein kann und sein wird.

Ein Gutteil der Fragen, die sich hier stellen, wurden gestern und heute bereits genannt: Wie bringen wir rollierende Evaluationen mit der Chance echter Lernprozesse zustande? Was kann getan werden, um die Verstetigung bestimmten Baseline-Beobachtungen zu bewirken, deren empirische Grundlage sowohl in den riesigen, inzwischen verfügbaren Datensätzen wie in regelmäßigen Erhebungen neuer Daten bestehen sollte? Wie kann in der Forschung der Wirkungszusammenhang von Arbeitsmarkt auf der einen Seite, Haushaltslage und Haushaltsökonomie auf der anderen Seite in seiner Differenziertheit erfasst und analysiert werden?

Bei diesem zweiten Punkt, der Thematisierung der forschungspolitischen Implikationen verstärkter Evaluationsforschung - wobei ich bewusst nur von Thematisierung spreche, denn selbst gestalten können wir, die hier versammelt sind, sicherlich nur wenig - geht es vor allem darum, Sorge zu tragen, dass das Bewusstsein der Dringlichkeit wächst und dass an verschiedenen Stellen damit begonnen wird, über diese Implikationen und sich anbietende Maßnahmen nachzudenken.

Hierbei müssen natürlich, Frau Dybowsky, dies wird Sie nicht erstaunen, BIBB und IAB, als die beiden einzigen öffentlichen Einrichtungen, die sich professionell mit Arbeitsmarktforschung oder doch wichtigen Teilbereichen der Arbeitsmarktforschung beschäftigen, eine zentrale Rolle spielen. Ich möchte sehr nachdrücklich an die Verantwortung dieser beiden Institutionen appellieren. Ich tue dieses umso lieber, als die heutige Tagung ja sehr deutlich gezeigt hat, welche Erträge von ihrem verstärkten Engagement zu erwarten sind. Denn allein schon als eine groß dimensionierte Fortbildungsveranstaltung für das IAB war die heutige und gestrige Veranstaltung offenkundig ein großer Erfolg, was uns ja doch alle sehr erfreut.

(c) Internationale Vergleiche

Mein letzter Punkt betrifft den internationalen Vergleich. Er scheint mir sehr wichtig und sollte sehr ernsthaft behandelt werden.

Wir neigen ja immer noch dazu, Arbeitsmarktforschung vorrangig oder ausschließlich auf nationaler Ebene zu betreiben. Dies lässt sich nur schwer mit vielen Sachverhalten und Fragestellungen vereinbaren, von denen wir gestern und heute gehört haben, dass sie verstärkte Aufmerksamkeit verdienen: Wenn wir Arbeitsmarktforschung nicht mehr ausschließlich auf die Anwendung makroökonomischer Modelle klassischer oder neoklassischer Observanz

reduzieren, wenn wir versuchen, die intermediäre oder Meso-Ebene der Institutionen, insbesondere die Rolle von Regelungssystemen, vom Kündigungsschutz bis zum Tarifvertrag und zur Arbeitsrechtsprechung, wenn wir auch lebensgeschichtliche und motivationale Aspekt des Arbeitsmarktverhaltens mit einbeziehen, werden wir immer wieder, ohne dies zu wollen, ja oftmals, ohne dies überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, trotz Globalisierung und Zusammenwachsen Europas auf unsere nationalen Verhältnisse zurückgeworfen, Das System der industriellen Beziehungen, Arbeitsrecht, Bildungs- und Berufsbildungssystem oder was immer wir auf dieser intermediären Ebene betrachten - dies alles sind nationalspezifische Strukturen, die sich nur höchst mühsam mittels einiger mehr oder minder realitätsferner Indikatoren in einem nationenübergreifenden Berichtssystem darstellen lassen.

Damit stellt sich die Frage, wie wir Erkenntnisgewinne in diesem hochgradig nationalspezifisch strukturierten Feld in einen internationalen Diskurs einbringen und dort fruchtbar machen können. Diese Frage ist nicht banal. Und wenn man um sich blickt, wer einem bei dieser Aufgabe helfen könnte, ergibt sich ein ziemlich trauriges Bild. Ein erheblicher Teil der Wissenschaftsförderung in der Bundesrepublik schließt grundsätzlich internationale Aktivitäten aus, weil die Zuständigkeit der nationalen Förderinstanzen in aller Regel grenzgebunden ist. Auf der Ebene der Europäischen Union können hingegen Projekte, die auf nationale Besonderheiten abstellen und diese nicht nur als Hindernisse der europäischen Einheit, sondern im Gegenteil gerade in ihrer Vielfalt als wertvolle, so gut wie möglich zu nutzende Ressourcen betrachtet, im besten Falle eine ausgesprochene Außenseiterrolle spielen.

Ich bin jedoch überzeugt, wir kommen nicht weiter, wenn wir nicht systematisch und konsequent gleichzeitig die nationalen Strukturen ernst nehmen und den Blick über die Grenzen richten, wenn wir nicht anfangen den grenzüberschreitenden, nicht zuletzt auch konzeptionellen Diskurs zu forcieren. Dies ist mühsam und mit hohen Scheiternsrisiken verbunden, aber unverzichtbar, weil mit einem solchen erweiterten Ansatz ein Potential erschließbar wäre, das weit über die bloße komparatistische Nutzung von Indikatorsystemen hinausgeht.

Meine Damen und Herren, mein Lebensalter bringt es mit sich, dass dieses möglicherweise die letzte SAMF-Veranstaltung ist, auf der ich noch eine aktive Rolle spiele. Dies macht es mir umso leichter, ein paar schöne und schwierige Aufgaben zu benennen, weil ich einigermaßen sicher bin, dass man mir nicht mehr wird vorwerfen können, ich hätte mich in der Lösung dieser Aufgaben nicht mehr genügend engagiert. So kann ich nur hoffen, dass wenigstens einige von Ihnen dieses tun werden. Danke.